

"Postkarten" aus Lampedusa (III)

Autor(en): **Müller, Barbara / Scherf, Daniel**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **108 (2014)**

Heft 4

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-514101>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Postkarten» aus Lampedusa (III)

Lampedusa, der ganz normale Migrationsirrsinn unserer Tage, bekommt ein Gesicht, wenn man genau hinschaut – und kommt nah zu unserem Alltag, wenn man die Geschichten hört. Barbara Müller und Daniel Scherf waren in Lampedusa. In den Neuen Wegen 2/2014 und 3/2014 waren je zwei «Postkarten» abgedruckt, hier sind zwei weitere, letzte.

Eine fünfte Postkarte: Leben wie unter Besatzung

Auf Lampedusa braucht es keine Mauer und keine Checkpoints. Auf dieser Insel mit einer Grösse von 20 km² kommt niemand unbemerkt an, und es geht niemand unbemerkt weg. Die Radar- und Militäranlagen auf der ganzen Insel und die Helikopter, die immer wieder kreisen, deuten auf eine totale Überwachung hin. Die Hauptstrasse, die Via Roma, ist autofrei, aber selbst von hier aus sieht man ständig um irgendeine Strassenecke ein Polizei- oder Militärauto fahren. Darin sitzen *Carabinieri* oder mit schusssicherer Weste bekleidete Soldaten. Viel weniger häufig als diese Patrouillen sind kleine Gruppen vorwiegend sehr junger MigrantInnen, meistens Männer, unterwegs. Sie schlendern durchs Dorf, sitzen auf der Kirchentreppe, am Strand oder auf der Terrasse am Ende der Via Roma, von der man den ganzen Hafen von Lampedusa überblicken kann, den zivilen wie den militärischen Teil. Dazwischen die lampedusanische Bevölkerung, die versucht, ein «normales» Leben zu leben, in der Bar ihren Kaffee zu trinken oder einen Schwatz abzuhalten.

Den MigrantInnen ist es verboten, das Erstaufnahmezentrum zu verlassen, durch ein Loch im Zaun tun sie es dennoch. Das Loch befindet sich auf Höhe des Eingangsgitters und ist durchaus unter der Kontrolle der Zentrumswächter. Abends beleuchteten auch schon einmal die Scheinwerfer eines Militärjeeps das Loch, damit die «Heimkehrenden» es finden. Es bleibt die grosse Frage, wer wen vor wem schützt. Man scheint sich miteinander arrangiert zu haben, eine Bedrohung geht von niemandem aus, weder von den InselbewohnerInnen noch von den Flüchtlingen. Unangenehm ist einzig die unübersehbare Präsenz von Uniformen. Zum Beispiel die grau-leuchtgelben der *Guardia costiera*, die schwarzen der *Carabinieri*, die blau-

en der *Polizia*, die Tarnanzüge des Militärs, die dunkelgrauen der *Guardia di Finanza*, die roten des Malteser-Ordens und neustens die azurblauen des Roten Kreuzes. Das schafft eine beklemmende Atmosphäre.

Militäroperation Mare nostrum

Lampedusa hat eine Bevölkerung von etwa 6000 Personen, und bis 1985 genügten zwei *Poliziotti*, um den Ordnungsdienst aufrecht zu erhalten. Heute ist eine permanente, aber rotierende Präsenz von 1500 Sicherheitskräften sowie eine sich zuweilen täglich verändernde Anzahl von MigrantInnen auf der Insel anwesend, mithin ein Verhältnis von Sicherheitskräften zu EinwohnerInnen von 1:4. Rund um diese Sicherheitskräfte hat sich unvermeidlich die entsprechende Industrie gebildet: Sie belegen ganze Hotels in bester Lage, haben ihre Orte, wo sie essen, auf dem Campingplatz ist die Logistikabteilung der italienischen Militäroperation *Mare nostrum* stationiert, sie joggen durch die Strassen und entlang des Hafens, und sie frequentieren abends ganz bestimmte Bars (die sinnigerweise Namen wie «Mon Amour» oder «La Dolce Vita» tragen). Diejenigen, die länger auf Lampedusa stationiert sind, haben ihre Familien dabei, aber auch die andern sind abends im Ausgang in weiblicher (lokaler) Begleitung... Ein Jahr Dienst auf Lampedusa werde wie drei Jahre «normaler» Dienst angerechnet, heisst es, eine Rechnung, die sonst nur in Kriegs- oder Krisengebieten gemacht wird.

Zur Besatzung zählt auch, dass man die lokale Bevölkerung unter Kontrolle hat. Einerseits fehlt es an staatlicher Präsenz: Die Schule ist vorübergehend teilweise in Zelten untergebracht, weil es zu wenig Platz hat und die Klassen in Schichten unterrichtet werden mussten, die Gesundheitsversorgung ist prekär (nur ein Polyambulatorium ohne Betten). Fragt man jemanden, ob er oder sie von Lampedusa sei, sagen sie «ja, aber

nicht hier geboren», denn zum Gebären fliegen die Frauen mindestens nach Palermo, auf der Insel gibt es weder ein Spital noch eine Hebamme. Die Ausübung des Hebammenberufes wäre auf der Insel illegal, weil ein Gesetz besagt, dass eine Hebamme nur selbständig arbeiten darf, wenn es im Umkreis von 60 Kilometer einen Gebärsaal gibt, um im Notfall eine Frau dorthin zu bringen. Und der Fussballplatz ist nicht mehr als solcher benutzbar, denn für den Papstbesuch sind die Gitter entfernt worden, und man riskiert bei Spielen, dass der Ball auf der Strasse, im Meer oder auf den angrenzenden, von Militär bewachten «Friedhof der gestrandeten Boote» landet. Dafür wurden bis vor kurzem beim Bauen ohne Bewilligung beide Augen zugeedrückt. Bei lapidaren Gesetzesüberschreitungen wie beispielsweise Mopedfahren ohne Helm oder der laschen Handhabung der Motorfahrzeugkontrolle wird nichts gemacht und so der Bevölkerung das Gefühl gegeben, sie könne tun, was sie wolle. Eine unabgesprochene Übereinkunft, die beiden Seiten dient.

Und immer wieder vermischt es sich. Beispielsweise wenn sich am Sonntag nach dem Kirchgang Romano, der Soldat mit eritreischen Wurzeln, der im *Centro* arbeitet, zu den Eritreern des Zentrums an den Tisch im *Cafe Royal* setzt und es offensichtlich genießt, wieder einmal in seiner Muttersprache Tigrinya sprechen zu können. Oder als wir einen ganzen Morgen mit den zwei Frauen von Askavusa unterwegs waren und vor dem Mittagessen noch schnell in die «Bar dell' Amicizia» gehen, bereiten sie uns ausführlich vor: Die Bar habe einem charismatischen *Lampedusani* gehört, Dichter und wichtige lokale Persönlichkeit, der aber einen Hang zu Uniformen gehabt habe. Wir sollten uns deshalb nicht wundern, dass die Bar voller Militär und Polizei und die Wände mit entsprechenden Fotos tapeziert sei. Wir gehen hinein, und es ist genau so, wie sie

uns vorgewarnt haben, die beiden grüsen nach links und rechts, wir setzen uns auf die Terrasse, trinken unser Bier und unterhalten uns lautstark über die Flüchtlings- und Migrationspolitik. Am Tisch neben uns einer dieser Kerle mit kurzem Haar und dunkler Brille, neben ihm die ihn begleitende Frau, keinerlei Kommunikation zwischen den beiden, aber er offensichtlich die ganze Zeit aufmerksam uns zuhörend.

Eine sechste Postkarte: Der Archivar

Am Ende der Via Roma, kurz bevor sich der Blick auf das Hafengelände öffnet, liegt linkerhand das *Archivio Storico di Lampedusa*. Im Schaufenster hängen vergrösserte Bilder aus früherer Zeit, alte Postkarten wechseln sich mit Farbphotos des schönsten Strandes der Insel ab. In der Eingangtür ein Schild mit den Öffnungszeiten: 9–12 und 19–24 Uhr.

Ein Gespräch mit Antonino Taranto, dem Gründer der *Associazione Archivio Storico di Lampedusa* geht nicht auf die Schnelle. Es kann mit der Entdeckung der Insel beginnen und bei den Flüchtlingen enden, die allabendlich bei ihm zu Gast sind. Und das kam so: Irgendwann beschloss Antonino Taranto, einen Fernseher ins linke Schaufenster seines Archivs zu stellen, und bald reali-

sierte er, dass immer mehr Flüchtlinge sich um die Bank vor dem Schaufenster versammelten und Fernsehen schauten. Bald merkte er, dass es sich vorwiegend um junge Menschen aus Eritrea handelte. Also begab er sich im Internet auf die Suche nach eritreischen Spielfilmen und beschaffte sich eritreische Musik. So vermochte er dieser Flüchtlingsgruppe etwas Freude und Erinnerungen an Zuhause zu verschaffen. «Eines Abends im Oktober», sagte Antonino, «begann es zu regnen, und also lud ich alle ein, hineinzukommen. Wir drehten den Fernseher um, ich organisierte Stühle, und daraus entwickelte sich eine regelmässige Zusammenkunft. Inzwischen sind wir soweit, dass wir zusammen zu Abend essen; ich koche am Nachmittag, eine Bekannte hat mir dafür eine grosse Pfanne ausgeliehen.»

So sitzt auch an diesem Abend eine Gruppe eritreischer Männer und Frauen bei Antonino und schaut sich mehrere Heimatfilme an. Wenn zwischendurch ein Handy klingelt, steht der Besitzer oder die Besitzerin auf, und verlässt diskret den Raum. Während Antonino mit uns spricht, hat er seinen Laptop einem jungen Eritreer überlassen, der hinter dem Archivarenpult sitzt, als sei es die grösste Selbstverständlichkeit. Wenn man sich diese Szene anschaut, muss man sich einmal mehr fragen, wozu es auf dieser Insel 1500 Sicherheitskräfte



Lampedusa, eigentlich eine Tourismusidylle...
Bild: wikipedia.org

braucht. Antoninos Antwort darauf: «Diese *Ragazzi* sind bestens erzogen, hilfsbereit und freundlich, manch italienische Jugendliche könnten sich davon eine Scheibe abschneiden.»

Der Film ist fertig, die jungen Leute stapeln die Stühle aufeinander und verlassen das Lokal, nicht ohne vorher allen die Hand zu schütteln und sich bei Antonino zu herzlich bedanken: «A domani!»

Lampedusa gehört eigentlich zu Afrika

Ein Gespräch mit Antonino Taranto kann aber auch bei der kontinentalafrikanischen Platte beginnen. Denn Lampedusa gehört geologisch gesehen zu Afrika. Die Meerestiefe zwischen Lampedusa und Tunesien betrage zwischen 80 und 100 Metern. Derweil diejenige zwischen Lampedusa und Sizilien über 1000 Meter sei. In den 1880er Jahren seien auch einige lampedusanische Familien nach Sfax in Tunesien ausgewandert, weil im Übergang vom Bourbonenreich zur selbständigen Gemeinde Subventionen für die Landwirtschaft gestrichen worden seien. Ein Bild an der Wand mit Soldaten und einer Kanone und unser Kommentar, die Militarisierung dieser Insel sei offenbar kein neues Phänomen, löst folgende Erklärung aus: «Jaja, während des Zweiten Weltkrieges sind bis zu 4500 Militärs hier stationiert gewesen. Wegen der gut organisierten Luftabwehr Mussolinis waren die Alliierten gezwungen, die Bombardierung Lampedusas aus einer Höhe von rund 7000 Metern über Meer vorzunehmen. Das stellte die Anglo-Amerikaner vor gewisse Probleme, denn es war nicht leicht, aus solcher Höhe die kleine Insel zu treffen. Und so wurde zwar einmal die Via Roma bombardiert, aber unzählige Bomben liegen noch immer im Meer, Bomben die, wohlverstanden, noch gefährlich sind. Ab und zu muss eine gehoben werden, was jedes Mal Spezialkräfte erfordert.»

Im Gespräch mit dem Archivar gelangt man aber unweigerlich auch auf die «Wende im Jahre 1986». Damals feuerte Ghaddafi zwei Scud-Raketen Richtung Nato-Basis auf Lampedusa als Retorsionsmassnahme auf Reagans Bombardement von Tripolis, was wiederum eine Vergeltung für das Attentat auf US-Soldaten in der Berliner Diskothek «La Belle». Ghaddafi betrachtete Lampedusa als den nächst gelegenen US-Alliierten, was ja auch so ist. Für viele ItalienerInnen war dieser Raketenangriff gleichbedeutend mit der Entdeckung Lampedusas, und das war der Beginn des Massentourismus. Denn in den siebziger und achtziger Jahren waren es hauptsächlich deutsche TouristInnen, die nach Lampedusa kamen. «Plötzlich haben sich hier auf der Insel alle verwandelt in Hoteliers, VermieterInnen von Autos, Fahrräder, Sonnenschirmen. Etwas zynisch könnte man sagen: Ghaddafi sei Dank!»

Zwischen diesen historischen Ausführungen stellt uns Antonino Abraham vor, 17jährig, ein Überlebender der Tragödie vom 3. Oktober. Weil er Zeuge sei im Strafverfahren gegen den Schlepper, müsse er hier warten, mindestens bis der Untersuchungsrichter aus den Weihnachtsferien zurückkehrt. Und weil er noch minderjährig sei, genieße er besonderen Schutz. Antonino sagt, Abraham habe zwei «Babas» und lacht ihn an. «Baba Vito», sagt Abraham strahlend, der Fischer, der ihm das Leben gerettet habe, und einen zweiten: «Baba Nino», ruft Abraham und zeigt auf den silbernen Anhänger, den beide, der Archivar und der Flüchtling, um den Hals tragen, eine Nachprägung der bronzenen Münze Lepadusa aus griechischer Zeit.

Diese allabendlichen Begegnungen im Archivio Storico würden übrigens nicht von allen gern gesehen und gäben Anlass zur Kritik. Es könnte ja sein, dass gemeinsames Nachtessen und Filmabende zur Integration der MigrantInnen beitragen ... ●

*Barbara Müller und
Daniel Scherf, barbara-
m@ente.limmat.ch*